

Johann Caspar Ulrich : ein grosser Freund der Juden

Autor(en): **Schaeppli, Lydia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **13 (1957)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JOHANN CASPAR ULRICH – EIN GROSSER FREUND DER JUDEN

Von LYDIA SCHAEPPi, V. D. M., Zürich

Am Freitag, den 10. Februar 1956, erschien in der Neuen Zürcher Zeitung ein Beitrag von Dora Zollinger-Rudolf unter dem Titel: «Im alten Judendorf Lengnau. Erinnerungen von einer Wanderung im Aargau.»

In diesem Aufsatz kommen die Zürcher Pfarrherren ums Jahr 1750 und insbesondere Johann Caspar Ulrich, der damals Pfarrer am Fraumünster war, schlecht weg. Es wird ihnen vorgeworfen, sie seien fanatische Bekehrer gewesen und hätten dadurch das Schicksal mancher jüdischen Familie tragisch beeinflußt. Johann Caspar Ulrich im besonderen soll sich an einem Lengnauer Juden, Josef Guggenheim, aus fanatischem Missionseifer heraus vergangen haben. «Ulrichs Aufzeichnungen zeigen erschütternd deutlich, wie hartnäckig, ja unerbittlich er den reich begabten, aber sehr sensiblen und leidenschaftlichen jüdischen Gemeindevorsteher von Lengnau, Josef Guggenheim, 26 Jahre lang bearbeitete, bis sich dieser im Jahre 1766 christlich taufen ließ, aber in seinen furchtbaren Gewissensnöten den Verstand verlor... Auch der Lengnauer Jude war überzeugt, daß jeder wahrhaft Fromme nach seinem Glauben selig werden dürfe. Aber die Eiferer in Zürich waren zu solcher Toleranz noch nicht reif.» Soweit Dora Zollinger-Rudolf. Sie gründet ihr Urteil auf die Broschüre von Florence Guggenheim-Grünberg: «Pfarrer Ulrich als Missionar im Surbtal» (Verlag der jüd. Buchgemeinde, Zürich).

Ganz gewiß wäre dies harte Urteil unterblieben, wäre Pfr. Ulrich wirklich selber über seine Haltung dem Judentum gegenüber befragt worden! Wer sich einmal unvoreingenommen in seine Briefe, Predigten, Abhandlungen vertieft — sie sind uns auch heute noch in z. T. gedruckter, z. T. handschriftlicher Form zugänglich —, dem dürfte es doch recht schwer fallen, in Ulrich einen harten, lieblosen Eiferer und Bekehrer zu sehen. Gerade das, was ihm vorgeworfen wird, blinde Bekehrungswut, die selbst vor drohendem

Wahnsinn nicht halt macht, paßt ganz und gar nicht zu dem Bild, wie es uns aus seinen Schriften entgegen tritt. Daß Florence Guggenheim-Grünberg für Johann Caspar Ulrich kein Verständnis hat und ihn hart verurteilt, ist bedauerlich, aber menschlich begreiflich. Die Christin Dora Zollinger-Rudolf aber hätte nicht einfach unbesehen ihr Urteil übernehmen dürfen. Übrigens existiert von jüdischer Seite eine viel gerechtere, leidenschaftslosere, wissenschaftliche Abhandlung über J. C. Ulrich: die ausgezeichnete Dissertationsarbeit des St. Galler Rabbiners Dr. Lothar Rothschild, die, bei aller Wahrung der jüdischen Sicht, J. C. Ulrich nicht ungerechtfertigt verurteilt. Dem jüdisch-christlichen Verständnis und der jüdisch-christlichen Begegnung ist doch wohl nicht gedient durch eine verzeichnete und verzerrte Darstellung eines Mannes, der sich selber als den ersten «Freund Israels» in der Schweiz bekannte und es auch war.

In der Zeitschrift *Judaica* wurde vor einigen Jahren schon ausführlich über Leben und Werk des J. C. Ulrich berichtet (Pfr. Hoch, *Judaica*, Bd. 1, H. 3). Hier sollen darum ein paar ganz kurze biographische Notizen genügen. Worauf es mir vor allem ankommt, wäre zu zeigen — ganz besonders gerade auch im Falle des oben schon erwähnten Josef Guggenheim aus Lengnau —, daß J. C. Ulrich ganz und gar kein fanatischer und liebloser Bekehrer, sondern ein wirklicher Freund der Juden war.

J. C. Ulrich wurde am 9. Oktober 1705 in Zürich geboren. Sein Vater war Stadthauptmann und Obervogt auf Schloß Steinegg. Johann Caspar studierte Theologie; als 21jähriger Student unternahm er eine Studienfahrt nach Holland und Deutschland. Schon damals waren seine Interessen bewußt auf *Judaica* ausgerichtet; er versäumte nie, in jeder neuen Stadt, die er besuchte, in die Synagoge zu gehen und mit den einheimischen Juden Beziehungen anzuknüpfen. Lange Zeit hindurch nahm er bei einem Rabbiner Hebräischstunden. Als Christen ihn vor allzu engen Beziehungen zu Juden warnen wollten, lachte er sie aus: «Die Juden sind von ganzem Herzen froh, wenn sie einen Christen finden, der ihre Sprache und Religionsgebräuche kennt; sie werden sich alle Mühe geben, dessen Freundschaft zu erhalten!» Von allem Anfang an rühmt er die jüdische Gastfreundschaft und Liebe. Nach beendetem

Studium wird J. C. Ulrich zunächst Pfarrer in Uitikon und 1745 Pfarrer am Fraumünster. An der Universität hält er Vorlesungen über gottesdienstliche jüdische Gebräuche. Er wird auch Vorsitzender der Proselyten-Kammer. Am 27. Februar 1768 stirbt er, nach einer «langweiligen Krankheit». Im Todesjahr erschien der erste Band seines Lebenswerkes, seine schweizerische Judenchronik, unter dem Titel: «Sammlung jüdischer Geschichten, welche sich mit diesem Volk in dem 13. und folgenden Jahrhunderten bis auf MDCCLX in der Schweiz von Zeit zu Zeit zugetragen. Zur Beleuchtung der allgemeinen Historie dieser Nation herausgegeben. Gedruckt zu Zürich bei Joh. Kasp. Ziegler, 1768.» Auch alle seine anderen Arbeiten¹ offenbaren — in verschiedener Form und Betonung das eine: wie tief, wie sehr sein ganzes Leben und Denken gestaltend sein Interesse an allem Jüdischen war.

Ganz besonders deutlich tritt uns das natürlich aus seiner Schweizer Judenchronik entgegen. Am 21. 8. 1763 brach im Turm des Großmünsters in Zürich ein Brand aus; die alten und wichtigen Dokumente, die darin geborgen lagen, konnten in die Stadtkanzlei gerettet werden, darunter auch eine ganze Schublade mit lauter alten Nachrichten über die Juden Zürichs. Stadtschreiber Hirzel und Prof. Heß waren es, die J. C. Ulrich darauf aufmerksam machten. Pfr. Ulrich war begeistert über diesen Fund und holte ihn sich — mit obrigkeitlicher Erlaubnis — anderntags in sein Pfarrhaus. Auf Grund dieser geretteten Dokumente schrieb er seine «Sammlung jüdischer Geschichten». Eine Judentumskunde wollte er aber damit nicht verfassen. Er war sich wohl bewußt, daß dazu seine «Sammlung» weder wissenschaftlich noch umfassend genug und außerdem auch nicht nötig war, da eine ganze Reihe solcher Darstellungen (unter ihnen vor allem diejenige des gelehrten Baslers Buxtorf) bereits bestand. In den Vorreden zu seinem Buch, in dem die merkwürdigsten Begebenheiten des jüdischen Volkes, «so sich bey uns in der Schweiz niedergelassen», beisammen seien,

¹ Rechenschaftsbericht über seine Studienreise nach Holland und Deutschland. Gedruckt in den «Zürcher Taschenbücher», 1895. Das Stammbuch der Ulriche von Waltalingen. 1767. Seine «Auslegebibel» (Erbauungsbuch). 1755. Fortsetzung der «Jüdischen Geschichten», ungedruckt, in Form zweier Manuskriptbände im Staatsarchiv Aarau.

wendet sich J. C. Ulrich an diejenigen, um deretwillen er sein Buch schrieb: an die Juden und an die Christen. Den *Juden* sagt er, er wolle ihnen mit seinem Buch weder «Verdrießen noch Ungelegenheiten» verursachen, er wolle sie vielmehr in billigen Sachen rechtfertigen. Er sei ihr Freund und nicht ihr Feind, er habe es auch nicht darauf abgesehen, mit ihnen zu disputieren. Denn er sei ja nur ein Mensch, «der nun im Begriff ist, in die Ewigkeit überzugehen». Gott selber müsse sich des jüdischen Volkes annehmen. Da die Juden keine Bücher hätten, aus denen sie vom Schicksal ihrer Voreltern hören und lernen könnten, habe er hier nun versucht, ein solches für sie zu schreiben. Aus Erbarmen, aus Mitleiden mit den Juden, zum Zweck ihrer Information also! — Den *Christen* aber sagt er, die Juden seien «Gottes Schoßkind». Ihre ganze Geschichte sei eine Kette von fürchterlichsten Verfolgungen und Wunderwerken Gottes zugleich, denn niemals seien sie untergegangen, auch nicht im äußersten Elend. Es wäre höchste Zeit, daß die Christen endlich umlernten in Sachen Judentum und erkannten, wie gerade die Juden «ein Spiegel der besonderen Vorsicht Gottes» seien, ja weit mehr noch: ein großer Trost für die ganze Christenheit, «indem sie wider ihren Willen einen Beweis von der Wahrheit der Lehre Christi ablegen... Wenn aber die Juden nicht mehr vorhanden wären, so würden die Christen einen sehr starken Beweis für die Befestigung ihres Glaubens eingebüßt haben». Schon hier wird deutlich, daß für J. C. Ulrich nicht nur der «bekehrte», d. h. Christ gewordene Jude von Interesse ist, sondern durchaus auch der ungläubige, eben jüdisch bleibende. Ja, er nennt gerade diesen ein «testis veritatis Religionis Christianae». Für J. C. Ulrich sind die Juden gerade als solche, die Nein sagen zum christlichen Erlöser, Zeugen für seine göttliche Gesandtschaft. Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß ein Theologe, der so denkt, ein leidenschaftlicher Bekehrer sein sollte. Wozu eigentlich?!

Ein weiteres, dringendes Anliegen von J. C. Ulrich ist — es wird immer wieder in allen seinen Büchern aufgegriffen — den Juden nicht nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern auch ihre äußeren Umstände zu verbessern. Die Juden seiner Zeit lebten ja noch weitgehend unter recht schmachvollen Sondergesetzen und

ohne bürgerliche Rechte und Pflichten. Ulrich, der so viele Juden kennt und liebt (in der Schweiz z. B. diejenigen von Endingen und Lengnau im Kt. Aargau, wo sie damals wohnen durften), möchte ihnen helfen. Ein Mittel dazu ist, daß er sie, der «Wahrheit und der Unpartheylichkeit» dienend, von manchen dummen, ungerechtfertigten, grausamen und bösen Anklagen freispricht. Er geht darum in seiner «Sammlung» ihrer Geschichte nach und weist nach, wie unsinnig die gegen sie erhobenen Anklagen waren. «Es ist fast keine Beschuldigung und Anklage zu erdenken, die man nicht über dieses Volk ausgesinnet und ausgestreuet.» Der Mord der Christenkinder, der Gebrauch des Christenblutes und vielerlei Greuel mehr würden ihnen unterschoben. «Und es ist fast nicht zu begreifen, wie Christen so Gottsvergessen und gewissenlos handeln können.» Schuld daran sei wohl «der völlige Zerfall der Wissenschaften, viele grobe Unwissenheit, Aberglauben und blinder Eifer, Eigennutz und mehrere unlautere und lasterhafte Absichten». Zum Kapitel Kindermord sagt Ulrich: «So verewigen die Christen, die nie genug gegen die heidnischen Verfolgungen schreyen können, ihre eigene Schande!» Alle diese Übertaten, die man den Juden unterschiebe, seien aber «eine schändliche und dem Christenthum keine Ehr machende Lügen». Die Schweizer sollten nur nicht denken, es stünde in dieser Beziehung besser mit ihnen als mit anderen Völkern. Auch die Schweiz habe allen Grund, Buße zu tun. Denn die Juden «mußten auch in der Schweiz, wie in anderen Ländern, unendlichen Schimpf, die grausamsten Verfolgungen und Marter leiden».

Weder Wort noch Begriff «Toleranz» sind Pfr. Ulrich fremd gewesen, ganz besonders nicht im Blick auf die Juden! Man höre oft, sagt er, eine christliche Obrigkeit könne die Juden nicht dulden, weil sie erstens Feinde der Christen, zweitens Wucherer und drittens Lästere gegen Christus seien. Er, Ulrich, sei aber ganz und gar nicht dieser Meinung. «Wir glauben und halten gänzlich dafür, daß die Juden mit gutem Gewissen von denen Christen aufgenommen und toleriert werden mögen.» Und zwar aus drei Gründen. Erstens einmal deshalb, weil Gott selber, «der ja diese Leute alle mit einander auf einmal durch den Athem seines Munds ausmachen könnte, die Juden bis auf diesen Tag. . . trägt. So sollen wir ja als Menschen

gegen Menschen nicht ernsthafter seyn». Wer aber die Bibel kenne und von ihr sich leiten lasse, erkenne und wisse noch mehr: nämlich daß Gott die Juden als Juden «bis an das Ende der Tagen» wolle erhalten wissen. Noch einmal betont Pfr. Ulrich hier ganz stark, daß er die Juden, auch die unbekehrten!, als ein Zeichen Gottes für die Christenheit ansehe. Einem Zeichen Gottes aber müsse man, «auch in ihrem jetzigen Stand», «Raum und Herberg» gönnen. Wer also die Juden nicht duldet, duldet letzten Endes Gottes Liebeserweisen gegenüber seiner Christenheit nicht. Außerdem aber habe der Jude — zweitens — auch noch ein natürliches Recht, einfach als Mensch, der er ja auch immer sei, zu existieren. So sei die Toleranz «das eigentliche Kennzeichen aller gesitteten Völker». Was dem einen recht sei, sei dem anderen billig: «Wenn der Unterschied der Religion eine genugsame Ursach wäre, die Juden zu verjagen, so hätten ja auch die Heiden recht gehandelt, da sie ehemals die Christen verfolget . . . hatten.» Man verkaufe Christum nicht, wenn man jemandem die Gewissensfreiheit gestatte. Drittens habe man durch die Toleranz der Juden diese als lebendige Zeugen von der Wahrheit des Alten Testaments. Und wenn man einwende, die Juden saugten die Christen aus, so sei die Gegenfrage wichtig und nötig: ob noch nie ein Jude von einem Christen betrogen worden sei, oder ob es keine Christen gebe, die die Christen aussaugten! Überhaupt zwingen ja niemand die Christen, mit den Juden zu handeln. Im übrigen könne ja eine christliche Obrigkeit die Juden zu solchen Bedingungen aufnehmen, daß so unerfreuliche Dinge wie Wucher etc. zum vorneherein unmöglich würden. Wenn man sie aber aufgenommen habe, sollten sie völlige Sicherheit und Glaubensfreiheit genießen, nicht mit Gewalt von ihrer Religion abgezogen noch in ihren gottesdienstlichen Bräuchen gestört werden. Die Juden dürfe man niemals zum christlichen Glauben zwingen. «Wie herzlich wäre zu wünschen, daß dieses . . . zu einem allgemeinen Gesetz in der Christenheit würde, auch in Ansehung anderer in der Religion nicht gleichdenkender Nebenmenschen, wie viel Unrecht wäre minder in der Christenheit!» Das sind die Worte eines Freundes Israels, aber nicht diejenigen eines blind wütenden Fanatikers!

Nun ist freilich zu sagen, daß mit diesen Bemerkungen J. C. Ul-

richs Stellung zur Toleranz nicht erschöpfend erfaßt ist. J. C. Ulrich war nicht nur nach der einen, sondern auch nach der anderen Seite hin tolerant. Ich möchte sagen, daß er in Sachen Toleranz nicht nur fast allen seinen Zeitgenossen, sondern auch den heutigen Christen weit voraus war. Mit anderen Worten: J. C. Ulrich sagte nicht nur: «Der oder jener Jude soll Jude bleiben können, wenn er es will», er sagte auch: «der oder jener Jude soll *Christ* werden können, wenn er es will!» Er wehrte sich für die Freiheit der Entscheidung nach *beiden* Seiten hin. Und er tat das, weil er Theologe war, besser: weil er vom NT her um die Freiheit eines Christenmenschen, um die Befreiung des Menschen aus der Umklammerung von Schuld und Sünde wußte. J. C. Ulrich, der diese Befreiung selber hatte erleben dürfen, möchte nicht nur diese selbe Erfahrung auch seinen so innig geliebten Juden gönnen, er weiß auch, daß diese, genau so wie alle anderen Menschen, ein Anrecht darauf haben, diese Botschaft zu hören. Wie sie dann diese Botschaft aufnehmen, das liegt, das weiß J. C. Ulrich, nicht in der Macht der Menschen. Aber er möchte einmal nicht erleben, daß «an jenem großen Gerichtstag ein Jude uns anklagen und sagen kann, ihm wären nicht die nöthigen Mittel zur Errettung seiner Seele, und der Weg zur Erkenntnuß des Herrn Messias genugsam angetragen worden».

Ich glaube, von daher müssen wir auch den eingangs erwähnten «Fall Josef Guggenheim aus Lengnau» verstehen. J. C. Ulrich lernte den jungen Mann in Lengnau kennen. Er besuchte ja oft und gern die Lengnauer und Endinger Juden und rühmte auch immer wieder ihr «höfliches und liebeiches Betragen» ihm gegenüber. «So daß ich nicht anders kann als sie herzlich lieben...» Josef Guggenheim war der Sohn eines jüdischen Gemeindevorstehers. Er selber wandte sich schon sehr bald nach seiner Rückkehr nach Lengnau (er hatte in Metz auf einer jüdischen hohen Schule studiert) an Pfr. Ulrich mit der Bitte, ihn doch über das Christentum und den christlichen Glauben näher zu informieren. Grund und Ursache für dieses starke Interesse war aber nicht etwa J. C. Ulrich gewesen, sondern das Studium der Schriften des berühmten portugiesischen Rabbi Isaac Abarbanel. Jener Rabbi kämpfte gegen die christliche Lehre, und bei ihm lernte nun Josef Guggenheim

zum ersten Male so recht «die Gründe der Christen» kennen, die ihm «zuvor noch nicht so sehr bekannt waren». Josef Guggenheim bezeugte später, diese Gründe hätten ihn «von der Wahrheit des Christlichen augenscheinlich und handgreiflich überzeuget». J. C. Ulrich soll ihm nun, auf seinen ausdrücklichen und eigenen Wunsch hin, weiter helfen. Dieser will und kann Guggenheim diese Hilfe nicht ausschlagen. So kommt es denn zu unzähligen, eingehenden Unterredungen, sei es in Endingen, in Zürich oder in Baden (wohin Pfr. Ulrich seine Frau oft zur Badekur begleitete). Über diese Unterredungen legt Pfr. Ulrich dem Landvogt von Baden, dem Josef Guggenheim untersteht, immer wieder in Briefen Rechenenschaft ab. So vernimmt man denn, daß die beiden «über die Hauptpunten der Religion, mit Ehrfurcht vor Gott und mit bezeugender Liebe gegen einander, discourirten, z. B. ob es möglich seye, daß Gott einen Sohn habe . . . , ob es mit der Gerechtigkeit und Weisheit übereinkomme, daß er seinen gerechten, heiligen und lieben Sohn für ungerechte und Gottlose, durch einen schmähhlichen . . . Tod habe hinrichten lassen; ob der Mensch durch seine eigene Gerechtigkeit und Frömmigkeit könne selig werden» etc. etc. Tatsächlich erst nach 16 Jahren wurde Josef Guggenheim getauft, kurz vor Ulrichs Tod, und man kann sich wirklich fragen, ob es gut war, daß es zu dieser Taufe und Aufnahme in die christliche Gemeinde kam oder nicht. Schon kurz nach seinem Übertritt brach bei Guggenheim eine schwere Geisteskrankheit aus. Sicher aber ist, daß Pfr. Ulrich nicht derjenige war, der diese Geisteskrankheit auslöste. Wenn man die Akten studiert, möchte man viel eher fragen, ob nicht das auslösende Moment die sehr harte und lieblose Behandlung einiger seiner eigenen Verwandten war, die alles daran setzten, um den Übertritt des Josef Guggenheim vom Judentum zum Christentum zu verhindern. Aber wer möchte und könnte da entscheiden?! Es geht hier ja nicht darum, die eine Seite gegen die andere Seite auszuspielen. J. C. Ulrich aber, dem wirklichen Freund der Juden und auch des Josef Guggenheim, soll Gerechtigkeit widerfahren!

Josef Guggenheim scheint ein sehr sensibler und zu extremen Entscheidungen neigender Mensch gewesen zu sein. Mitte Mai 1756 bittet er, daß er «bäldest den h. Tauff in der Stille erhalten» möchte.

Pfr. Ulrich eilt es aber auch jetzt, nach so langjähriger Bekanntschaft, ganz und gar nicht. Er schreibt darüber dem Landvogt: «Ich remonstrirte ihm hierüber gar vieles, u. a. auch er möchte sich doch in einer so wichtigen Sache nicht übereilen, er möchte sehen, wie er zuerst seine Frau in eine etwas bessere und nähere Disposition bringe, er solle zuwarten. . . » Pfr. Ulrich kennt offenbar sehr wohl die rasche Art des Josef Guggenheim, und sie macht ihm sichtlich Sorge: «Der Mann ist in einem so großen Fervor, welcher einem enthousiasmo nicht gar ungleich sehet.» Aber nun möchte er ihm auch nicht unrecht tun: «Er ist nicht plötzlich da hineingekommen . . . zudem haben die Juden doch noch immer etwas orientalisches und feuriges an sich.» Und doch ist Ulrich bei der Sache nicht recht wohl, er, der nüchterne Zürcher, rät zur Zurückhaltung: «Doch, dessen ungeachtet, will ich nicht abstreiten, daß mir die Sache zuweilen auch nicht gar überall-lauter vorkommen wolle. Das menschlich Herz ist ein gar arges und tückisches Ding, wer will es ergründen? Wie leicht mögen da Tiefen seyn, die ein nach der Liebe zu urtheilen gewohntes Gemüthe nicht penetriert?» Wie behutsam und wie demütig ist Pfr. Ulrich in seinem Urteilen, zugleich auch wie nüchtern! So denkt, redet und handelt kein Fanatiker. Und gewiß auch keiner, der unbedingt eine Bekehrung will! J. C. Ulrich will im Fall von J. G. weder «Präcipitanz noch unnötiges Zaudern», er will den andern also offenbar auch nicht in seinen heiligsten Gefühlen verletzen. Aber noch ein Jahr später mahnt er nochmals zur Zurückhaltung. Am 17. Aug. 1757 schreibt er an den Antistes von Basel: «Ich rathete dem I. Freund, aus verschiedenen Ursachen, noch eine weite Reise zu thun und in der Stille, wo Gott Gelegenheit zeyge, an seinen Brüdern zu arbeiten.» Am 22. Juli 1766 erst erhält Josef Guggenheim die Taufe. Seinen Taufunterricht bekam er nicht mehr von Pfr. Ulrich, sondern von Pfr. Schmuz aus Wollishofen, der ihn auch taufte und ihm das Zeugnis «ausnehmender Gelehrtheit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit» ausstellte. Sympathisch berührt auch, daß Josef Guggenheim nach erhaltener Taufe nicht etwa nichts mehr vom Judentum wissen wollte. Pfr. Schmuz gegenüber erklärt er, «daß, obschon er nicht mehr die heutige verderbte Jüdische Religion bekenne, so wolle er nichts desto weniger ein wahrer Bekenner und Jud nach dem Geist seyn und bleiben, und

im übrigen, Zeit seines Lebens, die Juden als seine Freunde nach dem Fleische lieben». Wie traurig, daß er in geistiger Umnachtung sterben mußte! J. C. Ulrich aber hat ihn weder zur Taufe getrieben noch gar gezwungen.

Von 1759 an war Ulrich Mitglied, ja, wie er selber sagt, «der forderste geistliche Proselyten-Fabricant» der zürcherischen Proselyten-Kammer. Diese Einrichtung bestand in Zürich von 1700 bis 1798. Mitglieder waren 3 Pfarrer und 2 Vertreter des Stadtrates. Ihre Aufgabe war, alle diejenigen, die zum evang.-reformierten Glauben übertreten wollten, zu sichten, die aufrichtigen zu behalten, die übrigen weiterzuschicken, d. h. außer Landes. Meist handelte es sich um Katholiken, sehr selten um Juden (von 500 Anwärtern war z. B. ein einziger ein Jude). Wer tauglich war, durfte in Zürich bleiben, erhielt Unterricht im christlichen Glauben und eine Berufsausbildung auf Kosten der Stadt. Als Vorsitzender dieser Behörde erlebte J. C. Ulrich wenig Schönes. Er stellte denn auch ganz nüchtern fest: «Ich weiß es aus vieler Erfahrung... daß in diesen heutigen Zeiten das Proselyten-Machen meistens eine Comödie und zwarn eine sündliche Comoedie ist.» Und er bemerkt, daß auch die ersten jüdischen Proselyten, die es in Zürich gab, «nicht die besten» gewesen seien. Aber es liegt ihm fern, die Fehler allein nur auf der jüdischen Seite zu suchen. Ganz im Gegenteil! Es sind die *Christen*, die nun aufs schärfste angegriffen werden. Denn durch ihr Exempel würden die Juden und die Neubekehrten «nicht erbauet, sondern allerwege geärgert. Sind sie gezwungen, wenn sie die Christen ansehen..., Gott anzubeten und auszukünden, daß Gott wahrhaft in ihnen wohne?» Der große Haufe der Christen gebe den Juden und den Neubekehrten Anlaß zu denken, ihre alte Religion sei so gut wie die der Christen oder sogar besser, «zumalen der Juden Leben so gut oder besser ist als der Christen». Und so käme es denn und sei kein Wunder, daß die Juden «von dem Leben auf die Wahrheit der Sache» schlössen. Alles mündet bei Ulrich immer wieder in diesen Bußruf an die Christen. Gewiß war er ein Judenmissionar, aber einer, der wußte, daß die wahre christliche Mission unter den Juden bei *uns*, den Christen, anfängt.

Ein Zitat aus einer Predigt von J. C. Ulrich über Dan. 9,24 bilde den Abschluß:

«Es ist wahr, ich gestehe es gar gerne, ich bin ein oheb Israel (Freund Israels), ich liebe die Juden herzlich und ich habe Ursach dazu. Sie sind mir allervorderst lieb um des Herrn Jesu willen, sie sind doch seine Brüder nach dem Fleisch, denn unser Herr ist aus Juda aufgegangen und das Heil ist aus den Juden! Sie sind mir denn auch lieb um ihrer frommen Väter und Voreltern willen. . . sie sind mir lieb, weil sie immer zu hl. Schrift haben Sorg getragen. Ich gestehe ferner, ihre Blindheit, ihr Unglauben, ihr Elend, in welchem sie nach Leib und Seele stecken, geht mir erstaunlich nahe, und ich wünsche vom Grund der Seele, daß doch Gott die Herzen der Fürsten möchte bewegen, sich dieser armen Verlassenen Leute besser anzunehmen.»

«DAS GROSSE ZEICHEN» OFFBG. JOH. 12

VON JAK. ERNST KOCH, Peggau (Steiermark)

Der Versuch einer Israellogie nach dem prophetischen Wort

Das 12. Kapitel ist eines der schwierigsten und dunkelsten, aber auch in seiner hinreißenden Dramatik eines der leuchtendsten und großartigsten Kapitel in der Offenbarung. Es hat darum nicht nur die nachdenklichsten Theologen der ökumenischen Christenheit, sondern auch die größten Künstler, Maler, Bildhauer, Musiker und Dichter in seinen Bann geschlagen: Wer ist die Sonnenfrau im Kampf mit dem Drachen, der von St. Michael und seinen Heerscharen überwunden wird?

Maria? Die Kirche? Das alttestamentliche Gottesvolk, aus dessen Schoß Christus geboren wurde?

Diese drei Hauptdeutungen, in denen sich die meisten Deutungen bewegen (cf. Kosnetter), sind aber untereinander von so vielen Widersprüchen begleitet, daß immer dunkle Stellen bleiben. Unbeschadet der erbaulichen, liturgischen und übergeschichtlichen Deu-